

Geschichtsbefrachtete Wechselbäder

– Dankrede zum *Joseph-Breitbach-Preis* 2006. –

Der Schriftsteller Joseph Breitbach unterstützte, wie zu lesen, auf generöse Weise vielfach bedürftige Schriftsteller. Weiß ich, wie viele es gewesen sein mögen, denen er unter die Arme griff. Seine mäzenatische Lebenspraxis kulminiert in einer testamentarisch verfüigten Preissumme, die ungewöhnlich hoch ist. Daß nun ausgerechnet mir, einem Grenzgänger und Randläufer, der sich den von den Massenmedien Gesalbten tunlichst fernhält, dieser Preis zugesprochen wird, erfüllt mich mit dankbarer Verwunderung. Ich danke all den Personen, in denen ich die verlängerten Arme Joseph Breitbachs erblicke. Namentlich sage ich allen Mitgliedern der Jury, die auf mich als diesjährigen Preisträger verfielen, herzlich Dank. Zumal sie mich für eine Weile glauben lassen, es ginge da um ein Werk von literarischer Relevanz, das sie auszeichnen. Auch wenn ich mich mitunter genötigt sah, in der Rolle des Selbsthelfers zu agieren, weiß ich sehr wohl, daß es von früh an Menschen gab, die mir auf den Weg halfen, die mich gehen und sehen lehrten, die mir ein Beispiel gaben, an das ich mich halten konnte, da waren Freunde, die mich bestärkten in schwierigen Zeiten. Eine lange Liste mit Namen wäre zu verlesen. Dies wage ich Ihnen nicht zuzumuten. Es bleibt nur, ihnen in ihrer anonymen Vielzahl pauschaliter zu danken für Weggeleit, Bestärkung, für Hilfe und Zuspruch. Erlauben Sie, daß ich meinen Verleger Egon Ammann heraushebe und meine dankbare Verbundenheit zu ihm und seinem Verlag bekunde. Weit über alles hinaus, was mir an Dankesbezeugungen beifällt in der Stunde einer solchen Ehrung, geht aber doch, was die Schriftstellerexistenz über die Jahrzehnte der Familie abverlangt und zugemutet hat. Ich erlaube mir, das Private, von dem in meinem Falle Öffentliches schwer zu trennen ist, namentlich zu bekunden, indem ich meine Frau Sofia und meine Söhne Holm und Jens an der Auszeichnung dankbar beteilige.

Wie oft mußte ich in den letzten Monaten hören: Joseph Breitbach, wer ist das, den kenne ich nicht. Und dies zumeist von Gesprächspartnern, die literarisch einigermaßen bewandert sind. Aus dem Gedächtnis geschwunden, wie schon so viele seiner Generation. Zwar gehöre ich nicht zu jenen, die mit Joseph Breitbach korrespondiert haben oder ihm gar begegnet sind. Wohl aber kenne ich ihn aus F.C. Weiskopfs Abriß der deutschen Exilliteratur *Unter fremden Himmeln*, zu dessen Neuausgabe von 1981 ich ein kommentiertes Personenverzeichnis beigesteuert habe. Weiskopf reiht den ehemaligen Freund in denunziatorischer Absicht unter die „schwarzen Schafe“ ein. Gemeint sind Exil-Autoren, die angeblich politisch lavierten und sich nicht deutlich genug von Hitler-Deutschland abwandten. Möglicherweise bezieht sich Weiskopf im Falle Breitbachs auf die Kontroverse mit Klaus Mann von 1934. Es ist hier nicht der Ort und die Gelegenheit, auf all die Invektiven, die von Exilanten gegen Breitbach in Umlauf gesetzt wurden, näher einzugehen. Vorerst vermag ich nur auf die Darstellung Nicolaus Sombarts in seinem Erinnerungsband *Pariser Lehrjahre 1951–1954* zu verweisen. Ausführlicher zu den weitergetragenen Anwürfen äußert sich Breitbach in einem bislang unveröffentlichten Brief an Klaus Täubert vom 29. Juli 1973. Wäre es nicht hoch an der Zeit, Joseph Breitbach eine umfangreiche biographische Darstellung zu widmen? Ich wüßte zum Beispiel gern Näheres über die Freundschaft mit Franz Carl Weiskopf. Das Bild, das ich mir von Breitbach zu machen vermag, bleibt vorerst recht fragmentarisch. 1981 erschien, ebenfalls im *Aufbau-Verlag*, eine dreibändige Anthologie *Deutschsprachige(r) Erzählungen 1900–1945*, von Konrad Paul und mir

herausgegeben. In Band zwei nahmen wir Breitbachs Erzählung „Der Schuß im Tiergarten“ (1930) auf. Zu dem unveränderten Nachdruck von Hermann Kestens Anthologie *24 neue deutsche Erzähler* (Gustav Kiepenheuer Verlag, Leipzig und Weimar 1983) steuerte ich eine Nachbemerkung bei. Kesten wählte von Breitbach „Education Sentimentale“.

Wolfgang Mettmann, mit dem ich in den achtziger Jahren einige Briefe wechselte, schickte mir seinerzeit den von ihm herausgegebenen Katalog zu der Breitbach-Ausstellung in der Stadtbibliothek Koblenz, für mich die erste umfassende bio-bibliographische Einführung. Als ich jetzt in den *Feuilletons zu Literatur und Politik* (1978) nachlas, die ich ebenfalls den Kontakten mit Wolfgang Mettmann zu danken habe, gingen mir vor allem zwei Beiträge nahe, in denen Breitbach Freunde porträtierte. Zum einen die Hommage auf den engen Freund und Wesensverwandten Jean Schlumberger, in der mir zwischen den Zeilen, im Unterzug, Breitbach ebenso unaufdringlich wie in seltener Scharfeinstellung näherückt. Zum anderen bewegte mich, was ich zu André Gide las. Ich mußte dabei an einen Streifzug durch die Katlenburger Klosterscheune des Bücherpfarrers Martin Weskott denken, der von Müllhalden ganze LKW-Ladungen weggeworfener Bücher des Leipziger Kommissions- und Großbuchhandels geholt hatte. Unter den im Chaos des DDR-Untergangs zur Makulierung bestimmten und unmittelbar vor ihrer Vernichtung geretteten Büchern sah ich Stapel der mutigen Deutschland-Rede Richard von Weizsäckers und Exemplare eines Romans von André Gide, der in den achtziger Jahren im Verlag *Volk und Welt* erschienen war. Tabula rasa. Von 2.500 Exemplaren einer Nachauflage meiner *Schlacht bei Kesselsdorf* hingegen bis heute keine Spur. So werde ich mich wohl damit abfinden müssen, daß dieser Titel zu jenen gehören wird, die in aufgelassene Bergwerksschächte gekippt wurden als Füllmasse der Geschichte, in die ich wie schon einmal hineingezogen wurde, wie in einen Strudel.

Mein erstes lebensbestimmendes Erlebnis war der Zusammenbruch des Dritten Reiches, wie er sich in meinem Dorf, hinter meinem Elternhaus abspielte. Als Zehnjähriger beobachtete ich, wie sich erwachsene Menschen in dieser chaotischen Situation verhielten. Der eine warf sein Parteiabzeichen in den Brunnenschacht, der Ortsbauernführer seine Dienstpistole ins Jauchenloch. Nur weil er sie dort später während eines Tauchgangs wiederfand, kam er mit dem Leben davon. Einen Dorfbewohner sah ich aus dem Brennesseldickicht unterhalb unseres Gartens auftauchen und hörte ihn fragen, ob der Krieg zu Ende sei. Ich kannte Hitlerjungen, drei oder vier Jahre älter als ich, die unser Sechzighäuserdorf mit Panzerfäusten verteidigen wollten. Wenig später fand im Gasthof an zwei Tischen Parteiwechsel statt, Entnazifizierung genannt. Verführte Mitläufer allzumal, bis auf den einen, der als Großbauer eingestuft wurde. Meine Eltern hatten weder vor noch nach 1933 einer Partei angehört. Vaters Interesse galt vornehmlich der Pomologie und Kleintierzucht. Auf seinem Abzeichen, das er ans Revers steckte, wenn er zu Versammlungen ging, prangte ein Hahn. Eines Tages sah ich zu, wie so oft, wenn etwas im Dorf geschah, wie hinter unserem Haus die Bodenreform in Szene gesetzt wurde. Als Demonstrationsobjekt hatte ein struppiges Rittergutskalb herzuhalten, das die Austreibung seitens der Besatzungstruppen überstanden hatte. Die Männer mit den Urkunden hatten es an einen der Birnbäume gebunden, um es nach ihren Reden einem ehemaligen Rittergutsarbeiter feierlich überreichen zu können. Die historische Tragweite der Landverteilung war mir nicht bewußt. Aber wenn ich später mit dem Begriff Bodenreform konfrontiert war, schoß mir automatisch die erlebte Szenerie als Bildfolge ein. Der Rittergutsinspektor wurde vor Gericht gestellt, weil er als Agrarökonom das Rittergutsland zusammenhalten wollte und nur eine Scheinaufteilung vornahm. Bei der Schulreform blieb ich nicht nur Zuschauer. Bürgermeister und Parteisekretär offerierten den ersten der rasch wechselnden Neulehrer. Bis zum

Schulanfang gab es keinerlei neue Lehr- und Lesebücher. Die alten hätte ich bereits im Sommer 1945 abgeben müssen. Schon damals auf Bücherbesitz bedacht, ganz gleich welchen Inhalts und ob für mein Verständnis zugeschnitten, brachte ich es nicht übers Herz, dem Aufruf Folge zu leisten. Einer der Neulehrer, jener in dem Gedicht „Klassenfoto“ porträtierte „Geiger aus Glogau“, wählte als Muster für kernige deutsche Sprache Börries von Münchhausens Gedicht „Hunnenzug“ und ließ es uns auswendig lernen. Die Anspielung auf jüngste Reitereinfälle gingen mir allerdings erst reichlich später auf. Im nachhinein konnte ich nur den Mut des Lehrers bewundern, während sich die Verehrung für den Balladendichter immer in Grenzen hielt.

Geschichtsbefrachtete Wechselbäder die Menge. Getaucht in diese eine Biographie, von der ich etwas näher weiß. Herkunft und Jahrgang konnte ich mir nicht aussuchen. Ich sehe es als großes Glück an, daß ich mich unter den Bedingungen nationalsozialistischen Terrors und Kriegs nicht bewähren mußte. Ich sehe wenige Jahre ältere Mitschüler die Schule verlassen, die in diesen zweiten Weltkrieg als Halbwüchsige hineingezogen wurden. Kaum an der Front, fielen sie oder blieben für alle Zeiten verschollen. Ich weiß von einem fünfzehnjährigen Jungen meines Dorfes, der von einem Wehrtüchtigungslager zu einer Einheit der Kampf-Hitlerjugend wechselte und an den letzten Rückzugsgefechten im April 1945 teilnahm, der dann als Werwolf verteufelt wurde und mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit 1946 als Schwerekriegsverbrecher erschossen wurde. Ein Schicksal, das seinem Befehlshaber Generalfeldmarschall Ferdinand Schörner erspart blieb, obwohl beider Verbrechen reichlich ungleich verteilt waren. Genug, übergenuß der Beispiele und Anspielungen, die mein Lebensstoff zu bieten hat.

Die politischen Veränderungen erlebte ich bis 1957 auf dem Dorf. Vielmehr das, was von der blanken Doktrin in kleine Münze umgeschlagen und pflichtschuldig in Zahlung gegeben wurde. Mit einiger Verwunderung bis Befremdung erfuhr ich, daß der Blockwart zum Sekretär der Einheitspartei avanciert war. Kein anderer war wohl zur Übernahme dieser unabdingbaren Funktion zu bewegen gewesen als gerade er, der halt Erfahrung mitbrachte im Innehaben von kleinen Ämtern. Das gab mir zu denken und hat mich vor übereilten Schritten bewahrt. Während der Kriegsjahre hatte ich ebendiesen Mann bei uns im Haus im Braunhemd mit Hakenkreuzbinde agieren sehen. In der Hand eine blecherne Sammelbüchse, in der die Groschen schepperten. Er ging von Haus zu Haus, um für das Winterhilfswerk zu sammeln mit einer entschiedenen Dringlichkeit, die der Freiwilligkeit keinen Spielraum ließ. Einmal brachte er ein Mini-Liederbuch mit. Mutter blätterte unentschlossen darin, las eine Zeile und begann hell auf zu lachen. „Es zittern die morschen Knochen...“ Das gefiel dem Blockwart gar nicht. Nach dem Krieg war auch die obligate Sammelbüchse mittels eines Farbanstrichs entnazifiziert worden und diente nun der Volkssolidarität. Wenn der Anstrich wenigstens gedeckt hätte. 1989 konnte ich wieder erleben, wie rasch eine Farbe abzublättern vermag. Drei Kniebeugen und die Farbe Rot blätterte ab. Zum Vorschein kamen lauter heimliche Widerstandskämpfer und Verfechter der freien Marktwirtschaft.

Das kleine Stück Land, das ich intensiv ausgeforscht hatte, begriff ich als eine Schutz bietende Schicht gleich einer erweiterten Haut im Sinne von Eduard Graf Keyserling. Auch wenn dies bei ihm ästhetisch gemeint war und politische Motive ausschloß. Nachdem ich diese Herkunftslandschaft als ein zentrales Thema für eine Selbstgestaltung entdeckt hatte, wie sie sich auf eine Kette von Gedichten ziehen ließ, lebte ich in dem Bewußtsein, von ihr gehalten und getragen zu werden. Diese Form ideeller Aneignung, dank der auf Kleinteiligkeit verwiesenen reduzierten Möglichkeiten dinghafter Weltwahrnehmung mittels freien Ausschweifens im Gelände innerhalb und außerhalb des Dorfs, spiegelt sich in meiner

literarischen Entwicklung, wie sie sich seit den sechziger Jahren vollzog. An selbsterlebtem Lebensstoff mangelte es nachgerade nicht. Ich sah mich und das Land in eine lange wechselvolle Geschichte getaucht, gebettet. Und das, was mir widerfuhr, wurde als Durchgangsstation wahrgenommen. Die Trennung von Staat und Land, wie ich sie für mich vornahm, hat mir überdauern helfen. Zu diesem Vorsatz gehörte aber unbedingt auch ein peregrinischer, landschaftsverbundener Freundeskreis, der ebenso dachte. Leider waren wir viel zu wenige, als es dann so weit war und darauf ankam, den historischen Moment, in dem wir den Himmel über uns sahen, nicht zu verpassen.

Weit schwieriger als die Selbstbefragung nach dem Woher-kommst-du ist die nach dem Wohin-gehst-du zu bestimmen, das Retrospektive gegen Antizipatorisches zu tauschen oder noch besser miteinander in ein sich aufeinander beziehendes Wechselspiel zu bringen und dabei ein Verhältnis zu Ort und Stunde zu finden. Da ist von einem riesigen Vakuum zu reden, das der in einem von fast allen unvorhergesehenen Sturzflug untergegangene Staat hinterlassen hatte. Ich war mit jenen im Bunde, die dieses Vakuum mit neuem Geist zu füllen suchten. Ich sehe mich in einem Häuflein Zeitgenossen aus Gruppierungen der Bürgerbewegung agieren, die nach der ersten Wahl als selbsternannte Bürgerbewegte verhöhnt wurden. Ich erkenne mich kaum wieder, wenn ich mir ein Bild meiner selbst zu machen versuche. Und wie unglaublich bis unglaublich steigert sich dies Phänomen, wenn ich weiter in die Vergangenheit zurückblicke, in der ich mich verwinzigt und kaum kenntlich als Teilnehmer einer unwiederbringlich untergegangenen Welt inmitten staatstragender Ideologien erblicke, teils auf tausend Jahre, teils auf die Ewigkeit ausgelegt und verheißen. Zum Glück las ich früh Georg Büchners Drama *Dantons Tod*, das meinen Geschichtsfatalismus nährte, der zu einer dauerhaften Lebensanschauung wurde. Je näher die Gegenwart auf den Leib rückt als *work in progress*, je notwendiger und hilfreicher. Wie dilettantisch in jenen Revolutionstagen wir als Laienpolitiker in viel zu schwach besetzten Gruppen und Gremien zu Werke gingen, aus dem Nichts heraus, ohne jede Vorbereitung, weiß ich erst jetzt. Meinten wir doch, zunächst müsse das unterirdische Netz der Macht aufgespürt werden. So wie es den aufständischen Bauern einmal in grauer Vorzeit darum gegangen war, die Zwingburgen zu schleifen als die abschreckendsten Symbole ihrer Peiniger. Aus der Rückschau, vom Boden einer vollbürokratisierten repräsentativen Demokratie, die sich noch immer weit stärker wähnt, als sie in Wirklichkeit ist, kann man leicht lachen und spotten über das „Bunkerfieber“, das uns 1989/90 befallen hatte. Die wir zu treffen meinten, müssen für dieses unfreiwillige Ablenkungsmanöver ausgesprochen dankbar gewesen sein. Erlaubte es ihnen doch, wenigstens einen Teil der verräterischen Aktenberge zu eliminieren. Haussuchungen blieben dem Bürgerkomitee ausdrücklich verwehrt. Der Ausgang der ersten Wahl machte dann all diese wilden Aktionen überflüssig. Sehr rasch war zu merken, woher der Wind wehte. Etwa im Umgang mit den Herren Staatsanwälten, die doch eben noch mit uns draußen im Gelände unterwegs gewesen waren, um Objekte wie einen Geheimsender der Staatssicherheit unter einer Finnhütte, die nur Attrappe war, zu versiegeln. Bis zu besagter Wahl wurde reichlich gesiegelt. Als hätte es gegolten, das Ende der alten Macht sichtbar zu besiegeln.

Wenn ich so fortfahre, gerate ich in Gefahr, vor Ihnen weitere in Historie verpackte autobiographische Anekdoten zu erzählen, wo ich doch schon so oft bekannt habe, woher ich komme, was ich auf dem Kerbholz habe. Freilich ohne die Gewähr bieten zu können, schon alle dunklen Punkte dieser einen Biographie erhellt zu haben, aus der ich schöpfe und auf der im Grunde alles basiert, was ich geschrieben habe zu Krieg und Nachkrieg, zu dem Berg über der Stadt Weimar, zu Flucht und Vertreibung als historische Folge.

Sollte jemand erwarten, ein bekennendes Wort zu der Stadt zu hören, in der ich seit 1965 lebe, vielleicht doch noch ein Beispiel. Ich kann es nicht lassen, Geschichte und an sie gekettete Geschichten damit zu verdeutlichen. Daß der Stellvertreter des Kulturstaatsministers eine Rede zu Buchenwald hielt, in der er auf die Überschrift seines Vortrags nicht einging, mag irritiert haben und hatte berechtigterweise Verschnupfungen zur Folge. So weit, so schlecht. Unter Schulaufsätzen wird in solchen Fällen bemerkt: „Thema verfehlt“. In diesem speziellen Fall ist schwer an Zufall zu glauben. Empört hat mich die Entschuldigung des namhaften deutschen Historikers, der die Stirn hat zu sagen, er sei kein Spezialist für Buchenwald. Hätte er gewußt, daß sich auch ehemalige KZ-Häftlinge unter den Zuhörern befinden, wäre seine Rede anders ausgefallen. Soll ich wirklich glauben, dieser Mann, der Deutschland, deutsche Kultur und Politik repräsentiert, sei sich der sich überbietenden, potenzierenden Äußerungen nicht bewußt? Aber nun erst, was nicht mehr verwundern darf: Beschönigende, glättende, verwischende Hilfestellungen von so vielen Seiten. Zu meinen späten Einsichten gehört, daß am Ende als geistiger Besitz und Halt nur die Sprache bleibt, sooft es mir dieselbe auch verschlägt. Was bleibt mir dann anderes übrig, als Günter Eich recht zu geben.

Wulf Kirsten, aus: Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz / Stiftung Joseph Breitbach. *Joseph-Breitbach-Preis 2006, 2007*